

Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 37

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37
XVI. Jahrgang
1926

Bern
11. September
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Zwei Gedichte von Fritz Hofmann, Bern.

Abend.

Der Abendwind träumt dunkel durch das Feld
Und legt sich schlafen im Hollunderstrauch.
Berührt von seinem sammetweichen Hauch
Ruht schlummertrunken nun die müde Welt.

Und mütterlich umarmt die Dämmerung
Die alte Stadt mit ihrem grauen Dom.
Im Giebel ruht die Schwalbe, überm Strom
Verklingt der Feierabendglocke Schwung.

Und in das ferne, märchenblaue Land
Streu'n Engel leis ihr Silbersternenlied,
Und über Feld und Wiese, Wald und Ried
Senkt schattenschwer die Nacht ihr Schlafgewand.

Das Lied der Sterne.

Wenn Abenddämmerung in Schlaf und Traum
Die müde Erde wiegt mit grauen Schwingen,
Dann hebt am dunkelblauen Himmelsraum
Das Lied der Sterne leise an zu klingen.

In goldnen Blumen blüht es leuchtend auf
Und zieht in glanzvoll feierlichem Reigen
Ob schlummerstillen Tälern seinen Lauf,
Die Berge lauschen in erhab'nem Schweigen.

Und erdenwärts schwebt leiser, süßer Sang
Auf Silberfäden aus der blauen Ferne.
Nur tiefe Seelen hören seinen Klang
Und atmen Trost im Schlummerlied der Sterne.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Suggenberger.

12

Heinrich Lenz fuhr mit einer kleinen Kraftanstrengung aus seinem unbehaglichen Sitze auf. „Jaa — und die sechs Fünzigernoten, wo sind denn die hingekommen?“

Der Zeerli zog seinen Stuhl etwas zurück, hielt aber nach wie vor an den Formen der Höflichkeit fest. „Bitte sehr! Die Intriguen der Gegenpartei dürfen eben keinesfalls außer Kalkulation gesetzt werden, und der klarste Gesetzesparagraph wird in hundert diversen Nuancen interpretiert.“

„Ob das Geld verputzt sei, will ich wissen, sonst nichts!“

Heinrich hatte sich dicht vor dem Bedrängten aufgefplant. Er hatte seine Hände, wie um sie besser in seiner Gewalt zu haben, in die Hosentaschen gesteckt; aber dem andern schien die Sache doch nicht ganz geheuer, er verzog sich etwas verschnuipft nach der Fensternische. „So, wie die Situation jetzt liegt, das heißt in Anbetracht der eingetretenen Disharmonie, halte ich ein gegenseitiges Zusammenarbeiten für unmöglich und gebe Ihnen in Sachen des Prozesses die volle Disponierungsfreiheit zurück. Was im übrigen den kleinen Vorschuß betrifft, so kann ich Ihnen nur mitteilen, daß sich Aktiven- und Passivkonto die Wage halten: der Betrag ist in Ihrem Auftrag und Interesse aufgezehrt worden.“

Heinrich stand noch immer wie angewurzelt, nickte fortwährend mit dem Kopf und lächelte sonderbar dazu. „Auf die Art könnt' unsereiner auch mit Flaschenwein aufwarten und Faulenzerstühle in die Stube stellen.“

Der Zeerli fühlte sich vorläufig noch nicht an seiner Ehre angegriffen, sondern meinte nur in leicht abwehrendem Tone: „Bitte sehr!“

Aber als er jetzt unversehens Verstärkung erhielt, indem ein jüngerer Mann mit einer blauen Klemmbrille auf der Nase in der Türöffnung erschien, wurde er plötzlich beherzt und kehrte seinen wahren Menschen heraus. Er hinkte, so schnell es ihm sein Stollfuß erlaubte, an den Tisch vor und sagte in höchstem Grade gereizt: „Ueberhaupt, ich lasse mich nicht beleidigen, Sie! Bitte sehr! Scheren Sie sich augenblicklich aus diesem Hause fort, oder ich lasse die Polizei rufen! — So ein Tölpel!“ Zu dem neuen Ankömmling gewendet, fügte er mit verschmühtem Lächeln hinzu: „Man muß hier die Abstammung in Betracht ziehen.“ Dabei langte er mit der einen Hand nach hinten unter die Rockschöße, wie wenn er da zum besseren Verständnis das bekannte Affenwahrzeichen hervorholen könnte.

In diesem Augenblick flogen Heinrichs Hände ohne Kommando aus den Hosentaschen heraus, und der Zeerli

hatte fast gleichzeitig rechts und links zwei räumlich sehr umfangreiche Watschen auf Wangen und Kotelettbärtchen sitzen, worauf sich der Angreifer gelassen empfahl, ohne von dem andern Gaste aufgehalten zu werden, der sich vielmehr in möglichst großem Bogen um ihn herumdrückte.

„Diese Handlungsweise gehört in die Kategorie der tätlichen Beschimpfungen, und ich werde von Ihnen Satisfaktion verlangen!“ rief ihm der Zeerli noch die Treppe hinab nach, doch der Abziehende machte sich wenig daraus. „Wenn Ihr halt recht auf den Beinen ständet“, meinte er beim Weggehen, „so wäre auch noch der Hintere an die Reihe gekommen.“

Ungefähr eine Stunde später befand sich Heinrich Lenz zu seiner eigenen Verwunderung auf der von lattenumzäunten Vorgärtchen, geräumigen Hofplätzen und hochmütigen Miststößen eingeengten Dorfstraße von Kasparshub. Er hatte den Umweg ins feindliche Lager aus lauter Trotz gemacht, wie er sich einredete. Aber wie er jetzt die Leiningerin von weitem im Krautgarten stehen sah und ihn hierüber eine angenehme Aufregung überkam, fühlte er sich ohne weiteres überführt. Er wollte den ganzen Lenzenholzer Hochmut gegen seine Schwäche aufbieten und in möglichst großem Abstand an ihr vorbeigehen. Da bemerkte er, wie sie bei seinem Näherkommen offensichtlich auf das nach der Straße gehende Gartentörchen zuhielt, und sein Herz ward ganz froh und voll vor erschrockener Freude.

Sie wünschte als alte Bekannte freundlich guten Abend und tat nicht im geringsten so, wie wenn jemals etwas Besonderes zwischen ihnen gewesen wäre. Das sei ein Fremder in Kasparshub, meinte sie mit gewollter Gelassenheit.

Ja, er sei in der letzten Zeit wenig nach auswärts gekommen, gab er etwas mühsam zurück. Sie gefiel ihm als junge Bäuerin ausdermaßen; er vermochte den Aerger darüber kaum zu schluden, daß der gebrechliche alte Mann jetzt über sie zu befehlen hatte, der drüben im Baumgarten neben dem Bienenstand saß und, eine Wolldecke über die Knie gelegt, dem fleißigen Bökklein beim Ein- und Ausfliegen zusah. Der Leininger hatte im Frühjahr längere Zeit krank gelegen, und es war viel Rühmens gewesen, wie gut seine Frau zu ihm gesehen habe.

Sabine trat an das halboffene Gartentörchen; es entging Heinrich nicht, daß sie irgend etwas auf dem Herzen haben mußte. „Ich hätt' schon lang' gern einmal zwei, drei Worte mit dir geredet“, sagte sie, unter der Stimme, aber mit einer gewissen eindringlichen Hast, indem sie dabei sichtlich bestrebt war, sich nach außen möglichst unbefangen zu geben. „Was fangst du doch für eine dumme Geschichte an da wegen dem Teuffenholz! Der Schwindelmeier will dir ja doch nur deine Baßen abzwiden!“

Heinrich erschrak nicht wenig darüber, daß man in Kasparshub bereits von der faulen Sache wußte, während doch der Zeerli versprochen hatte, vorerst alles im geheimen zu betreiben. Er suchte nach einem beschwichtigenden Wort und war sogar auf dem Punkte, sich für das gutgemeinte Bedenken erkenntlich zu zeigen. Aber gleichzeitig ließ der Zorn über sich selber einen kleinen Trotz in ihm hochkommen, und er sagte trocken ablehnend: „Von einer Kasparshuberin kann ich in diesem Handel keine Unterweisung annehmen. Es heißt ja nicht umsonst: ‚Wes Brot ich eß', des Lied ich sing'.“

Sabine trat hinter den Zaun zurück; doch hatte sie sich noch nicht ganz beirren lassen. „Mein Brot, das verdien' ich selber“, sagte sie und legte zur Bekräftigung eine ihrer gebräunten Arbeits Hände auf den niedrigen Angelpfoften. „Wenn du halt nur wüßtest, was der Zeerli beim Adlerwirt für Sprüche gemacht hat über dich und wie dich dein Prozeßrindli gereut habe!...“

Heinrich fühlte es brennend Hals und Schläfen hinaufsteigen, unwillkürlich wandte er sein Gesicht von ihr ab. Wenn ihm der Zeerli in diesem Augenblick in die Finger gekommen wäre, so hätte er sich trotz seines Stollfußes kaum mit ein paar Watschen begnügen müssen.

Immer noch halbwegs nach der andern Seite sehend, gab er nun klein bei, indem er fast wehleidig sagte: „Kann unsereiner etwas dafür, wenn ein anderer ein schlechter Raib ist?“

Inzwischen war der Leininger drüben von seinem Bänklein aufgestanden und hatte sich auf dem frisch gelockerten Sandweg so unauffällig als möglich näher gemacht. „Das ist gewiß einer von deinen Rothelfern gewesen — vorher“, gistelte er, indem er die junge Frau schielend von der Seite her ansah. Es lag etwas wie niegesättigter Hunger in seinen Augen.

Zu Heinrich gewendet, ergänzte er seine Rede mit boshafter Anzüglichkeit. „Sie hat mir immer angeben wollen, es sei vorher nie etwas vorgekommen, hähä! Das will ich dann eineweg gesagt haben: eine Hülf' brauch ich einstweilen noch nicht.“

Sabine stellte sich, als ob sie ihn ganz überhört hätte. Sie hatte schon bei seinem Näherkommen geschickt einen neuen Gesprächsstoff aufgegriffen; mit einigen guten Wünschen für die nahe Heuernte sah sich Heinrich unversehens verabschiedet. Er fand gerade noch Geistesgegenwart genug, diese Wünsche vor dem Weitergehen in der landesüblichen Weise zu erwidern.

Wie um ihr nachträglich zu zeigen, wie wenig er sich aus allem mache, schwenkte er beim Rußbrunnen beinahe im rechten Winkel nach dem Wirtshause zum „Adler“ ab. Freilich kam es ihm da vor, als ob die Halbe Weißwein einen bitteren Beigeschmack hätte. Der Adlerwirt Knell war zwar leutselig wie immer, aber er hatte doch etwas Lauerndes in den Augen. Und die zwei am andern Tisch sitzenden Bauern sahen sich immer wieder nach ihm um, zischelten und machten ihre Glossen dazu.

Als Heinrich beim Zunachten nachdenklich die Hintergasse hinaufschritt, konnte er hinter einem Johannisbeergebüsch hervor Richern und Getuschel von Kinderstimmen hören. Ein Schlingel von Käsehoch ließ es sich nicht nehmen, ihm ganz laut über das Gesträuch hinweg nachzurufen: „Seht, das ist jetzt der Rindliheiri!“ worauf alle tapfer und einstimmig in den Ruf einfielen: „Der Rindliheiri, der Rindliheiri!“

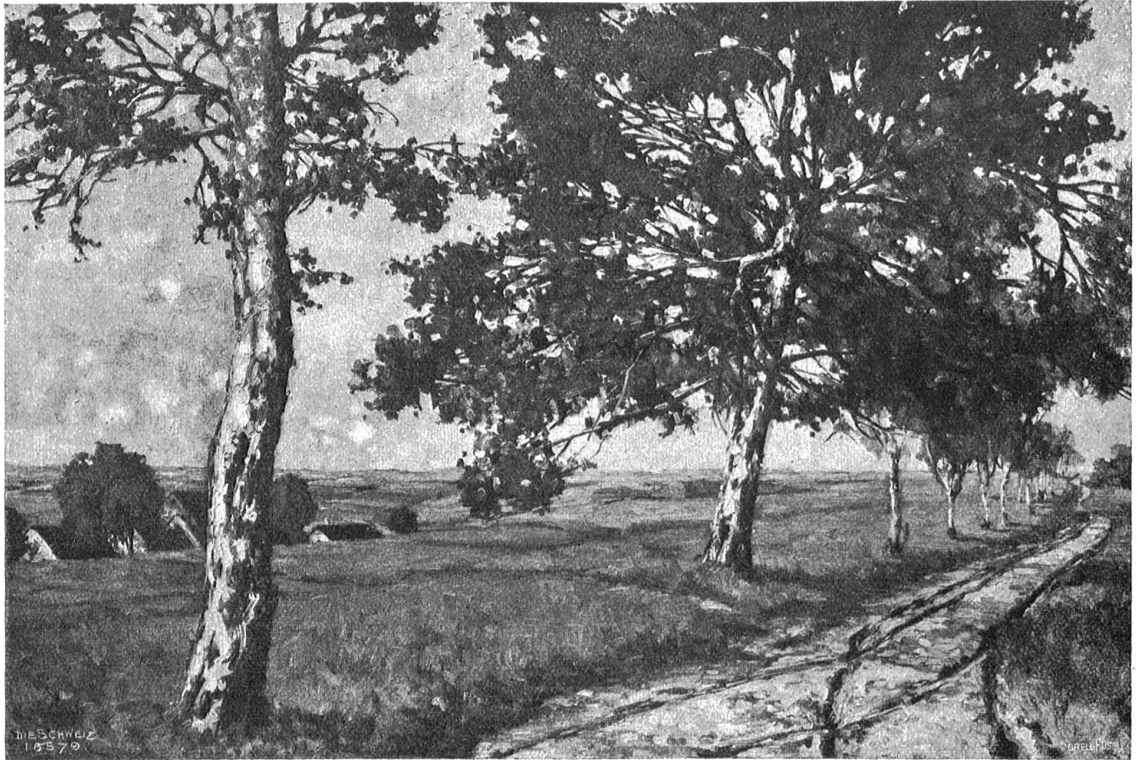
Der Gehänfelte wußte die Beleidigung nur mit einer altverbrauchten Bosheit zu beantworten, indem er sich bis zum Dorfausgang mit Daumen und Zeigfinger die Nase zuhielt.

Zwölftes Kapitel.

Heinrich spielt eine Rolle und gelangt zu einer Erkenntnis.

Als hätten sich die Bewohner der beiden Dörfer zufolge der kläglich gescheiterten Unternehmung des dritten

Heinrich wieder auf ihre Bestimmung besonnen, sollte die für den oberflächlichen Beobachter bei nahe eingeschummerte Gegenfährlichkeit unversehens zu einer schönen Nachblüte gelangen. Ohne vorausgegangene Kriegserklärung fand der eigentliche Ausbruch der Feindseligkeiten damit statt, daß an einem Montagmorgen auf der steinernen Säule des Rößlibrunnens zu Lenkenholz ein aus



Arnold Baur: Birken.

Rasenbälgen geschickt zusammengeklittertes Messchen sah, das seinem freilich weniger affenähnlich geratenen Zungen die Saugflasche hinhielt.

Wenige Tage darauf hing als Antwort am Wegweiser beim Dorfeingang von Kasparshub ein ausgestopftes Lamm, was die Feinde folgerichtig auf den immer noch nicht ganz erloschenen Nachahmungstrieb der Lenkenholzer zurückführten. Noch mehr ärgerten sie sich darüber, daß bald nach diesem im Teuffenwald einige der schönsten Buchenstämme mit der schwer zu entfernenden Aufschrift „Gestohlen“ bemalt waren.

So ging es hin und wider mit allerlei Stänkereien und kleinen Bosheiten. Die Lenkenholzer Burschen banden sich Sonntags bei einem Gang durch Kasparshub, sofern sie ihre Rückzugslinie gedeckt sahen, die Nasen mit den Schnupftüchern zu, wogegen ihre Widersacher das fast in Vergessenheit geratene Liedchen wieder auftrifften:

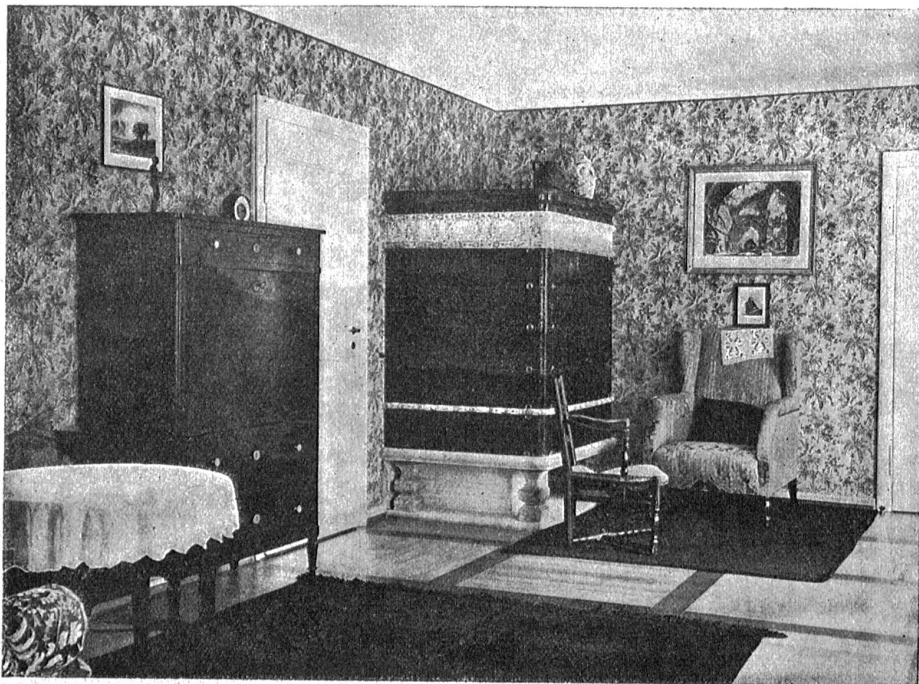
Im Urwald, wo's die Affen sein,
Da richt' man sich aufs Jagen ein

Heinrich Lenk spielte in diesem neuen Feldzug von Anfang an eine gewisse Ausnahmerolle. Die von Kasparshub ließen es sich nicht nehmen, daß er seinen ernsthaften Anschlag auf den Teuffenwald nicht ganz von sich aus, sondern auf Anstiften und unter Mitwirkung anderer Gemeindegossen ins Werk gesetzt habe, während anderseits in Lenkenholz die Tatsache der schmählichen Uebervorteilung von seiten der Nachbargemeinde bei jung und alt wieder aufs schmerzlichste in die Erinnerung trat. Der Verlust des schönen Waldeigentums war um so schwerer zu überwinden, als der geschädigten Dorfschaft nur ein Stück schlechten Föhlandes mit Wacholdergestrüpp und magerem Föhrenbestand als Gemeindewald übriggeblieben war.

Heinrich erntete zu seiner eigenen Ueberraschung plötzlich von allen Seiten laute Anerkennung für sein selbstloses Vorgehen. Wenn er am Sonntagnachmittag in die Rößlstube trat, streckte ihm jeder sein Glas zum Bescheidtun entgegen. Einer wie der andere bedauerte jetzt, nicht um seine Mitwirkung angegangen worden zu sein, indem man alsdann zu einem gelehrten Advokaten hätte gehen können, nicht bloß zu so einem Profitlichsmöder.

Der so Gefeierte nahm die Huldigungen und Schmeicheleien samt und sonders für bare Münze hin, obschon in manchen Fällen nur heimliche Spottlust dahinter steckte. Er widerstand der Versuchung nicht, sich den Umständen gemäß etwas wichtig zu machen und die Waldangelegenheit als durchaus unerledigt hinzustellen, obschon er im Innersten von der Aussichtslosigkeit jedes weiteren Versuches des Bestimmtesten überzeugt war. Er tat sich etwas darauf zugute, aus der vorherigen Bedeutungslosigkeit herausgerückt zu sein. Wie etwas Selbstverständliches übernahm er die ihm in Würdigung seines handfesten Wesens stillschweigend angebotene Führerschaft bei den sonntäglichen Trugfahrten der streitbaren Lenkenholzer Jungmannschaft und ermangelte daneben nicht, allerlei kleine Bosheiten auf eigene Rechnung auszuführen. Die vergnüglichen Fehden wurden ihm bald zum Bedürfnis und zur innigen Herzensangelegenheit, und sein kleiner Ehrgeiz wurde bei jedem gegebenen Anlaß durch seine Dorfgenossen aufgestachelt. Die Sorge um das Zusammenbringen der Jahresausgaben überließ er nach und nach ganz seiner klugen Schwester; er war zufrieden, wenn er sein bescheidenes Schoppengeld ausgerichtet bekam.

„Das ist halt wieder eins vom dritten Heinrich“, sagte der Rößlwirt Koller, so oft die von Kasparshub wieder durch irgendeinen Schabernack geärgert worden waren, und klopfte ihm dabei vor allen Gästen wohlwögend auf die



Elektrischer Kachelofen.

Achsel, wobei der Geschmeichelte Augenblicke wirklichen Glückes erlebte.

Manchmal suchte er sich einzureden, daß er die großen und kleinen Bosheiten schon allein der Leiningerin schuldig sei. Daneben vermochte er sich doch nicht zu verhehlen, daß Sabine noch immer, und zwar mehr als je, den heimlichen Brennpunkt seiner Gedanken bildete. Stundenlang konnte er in den dunklen Sonntagnächten lauernd hinter dem dichten Zwergbirnbaum in Leiningers Vorgärtchen stehen. Seine verschwiegene Hoffnung, das ganze sehnsüchtige Verlangen seiner einfältigen Seele war keineswegs auf verbotene Abenteuer gerichtet; er wollte ihr bloß ein einziges Mal ohne Arg, nur aus einem unerklärlichen Herzensbedürfnis heraus sagen, daß er sie nach wie vor gern habe, und daß er sich gegen diese Sache einfach nicht zu helfen wisse. Aber wenn er sie dann fast mit Sicherheit allein in der Stube wußte und schon die Hand zwischen den blühenden Geranienstöcken durch nach den verhängten Fenster Scheiben ausstreckte, überkam ihn jedesmal mit lähmender Gewalt das Bewußtsein der beinahe verbrecherischen Unrechtmäßigkeit seines Vorhabens.

(Fortsetzung folgt.)

Die Elektrizität im Haushalt.

Es sind ungefähr 25 Jahre her, daß in meinem Heimatort das elektrische Licht installiert wurde. Das war ein Jubel! Freudiger wurde wohl noch nie eine Neuerung begrüßt als diese. Einschalten — ausschalten, einschalten — ausschalten! Unser Nachbar, der sonst ein gescheiter Mann war, tat das aus Freude so oft, bis der Schalter kaputt war. Wir Kinder gingen durch das ganze Haus. In jedem Zimmer, in der Küche, im Korridor, im Abort, ja sogar vor dem Haus war eine Lampe. Die Dorfstraße bekam an ihren Kreuzungspunkten ebenfalls elektrische Beleuchtung. Nun brauchten wir uns nicht mehr zu fürchten, wenn wir an dunklen Abenden die Milch in der Käseerei holen mußten. Die trüben Spätherbstabende von damals sind mir um

dieses neuen Lichtes willen in froher heller Erinnerung. Das ganze Dorf war stolz auf die Einrichtung und brüstete sich, denn man hatte sich's doch etwas kosten lassen. „Man muß mit dem Strom schwimmen und wir leben in einer aufgeklärten, fortschrittlichen Zeit.“ Und von dem neuen Lichte ging es wie eine Erleuchtung durch die Köpfe der Dorfbewohner. —

Ich hatte als 12jähriges Mädchen vorher jeden Tag die Lampen zu putzen, Dochte abzuschneiden, Gläser zu waschen, Petrol nachzufüllen. Das war mir oft zuwider, und mit Wonne stellte ich deshalb die Lampen säuberlich in einer Kiste verpackt auf den Estrich. Mit Wonne wurde auch das Blätteisen mit den schwarzen Kohlen, das meiner Mutter so oft Kopfschmerzen bereitet hatte, zum Gerümpel geworfen. Alles jubelte der weißen Kohle zu, die Licht und Wärme spendete und doch — wie wenig wußten wir damals noch von den gewaltigen Erleichte-

rungen, von den totalen Umwälzungen, die die Elektrizität jedem Haushalt, ja unserer gesamten Volkswirtschaft zu bringen vermochte! Wohl sprach man da und dort von elektrischen Defen, Kochherden u., aber diese Dinge lagen unserem Bereich so fern, daß wir kaum daran dachten, sie jemals zu besitzen. Wir waren entweder zu pessimistisch oder zu konservativ, die Sache näher ins Auge zu fassen. Erst der Krieg mit seiner Rationierung des immer schlechter werdenden Gases rüttelte uns auf, und wir griffen zu dem, was uns eigentlich längst hätte am nächsten liegen sollen, der elektrischen Energie zu Wärmezwecken im Haushalt. Kleine Schnellkocher fanden am frühesten Eingang zu Stadt und Land. Auf dem Lande hatte man nun endlich etwas, was das Gas der Städter ersetzte, eine allzeit bereite Heizkraft. Wo der kleine Schnellkocher sich bewährte, rief man der gesamten elektrischen Kocheinrichtung. Die Industrie war gerüstet. Schöne Herde waren erstellt worden, mit zwei und mehr Kochstellen, mit Bratofen und Plattenwärmer, für Privatgebrauch und Restaurants. Auch ich wurde glückliche Besitzerin eines solchen Herdes und freute mich täglich über die saubere einfache Handhabung. Zur Ergänzung der Einrichtung hatte ich eine Kochkiste mit elektrischer Heizung, die bei ganz minimalem Stromverbrauch drei verschiedene Gerichte zugleich auf dem Siedepunkt zu erhalten vermochte. Da gab's kein Anbrennen, kein Verschmoren mehr. Der Bratofen funktionierte tadellos, und ich brauchte damals bei einem Strompreis von 10 Rappen die Kilowattstunde zirka 15 Franken monatlich für eine Familie von fünf Köpfen. Die Blätterei und ein Teil des Lichts (wir haben Doppeltarif) waren in diesem Preis inbegriffen. Der einzige Nachteil meines Herdes war damals noch das Anheizen. Ich besaß noch keine Hochwattplatte und es fehlte mir an den geeigneten dickbödigen Pfannen, auf die ich erst durch den Stromverlust bei meinem leichten Geschir aufmerksamer wurde. Die Anschaffung derselben brachte sofort bedeutende Verbesserung.

Und erst der Boiler! Er ist das Ideal für die Hausfrau, die ihren Haushalt selbst besorgt. Allzeit bereit liefert er das heiße, saubere Wasser zu Koch-, Wasch- und Badezwecken. Er füllt sich automatisch nach, eine Schaltuhr besorgt die Ausschaltung des Stromes, wenn die Temperatur des Wassers 80 Grad erreicht hat. Er wird zum billigen Nachstrompreis eingeschaltet und liefert infolgedessen das